

# DIESES EUROPA, DAS ICH IN MIR TRAGE

Alain Mabanckou

Zum Schriftsteller bin ich nicht durch meine Emigration geworden – doch seit ich in der Ferne lebe, habe ich einen anderen Blick für mein Land. Meinen ersten Texten, die ich im Kongo begonnen hatte, fehlte etwas, meine Figuren waren eingesperrt, sie brauchten Luft, sie verlangten nach Vorstellungen von der übrigen Welt, ich musste noch Menschen begegnen, die anders waren als ich, eine andere Hautfarbe hatten, und die sich meine sieben afrikanischen Sprachen anhörten, auch wenn sie nichts verstanden.

Der Wechsel von Afrika nach Europa half die Sehnsucht etwas zu lindern, die mit dem künstlerischen Prozess verbunden und notwendig ist, damit das Werk das Anliegen des Künstlers wiedergeben kann. Man schreibt, „weil etwas nicht rund läuft“ oder weil man Berge versetzen, einen Elefanten durch ein Nadelöhr treiben will. Das Schreiben wird dann zur Verwurzelung, zum Ruf in der Nacht, zum Hören am Horizont, zum Hören des Anderen ...

Mein Freund und Kollege Dany Laferrière rät mir, „ein Schriftsteller sollte in einer Stadt leben, die er nicht mag.“ Das heißt, man muss Distanz halten, um das Paradies immer wieder neu zu erfinden, das mit unseren schwindenden Kindheitserinnerungen verlorengeht.

Ich mag alle Städte, die ich besuche, ich staune über alle Orte, die anders sind, als ich sie aus meiner Kindheit kenne. Ich komme immer frei im Kopf und mit leichtem Herzen an. Emigrieren bedeutet nicht, sein Wesen, sein Verhalten, seine Sitten, seine Vorlieben mitzunehmen, um sie dem Land aufzudrängen, das einen aufnimmt. Es ist eher so: Wenn der Ort, an dem wir leben, so völlig verschieden ist von unserem „natürlichen Milieu“, tauchen plötzlich die „Begleiterscheinungen“ unserer eigenen Kindheit auf, das Geschrei auf der Straße, das Leiden und die Freuden der Leute bei uns. In der Tornadosaison erkennen wir die Vorzüge des blauen Himmels, eines Schwarms frei fliegender Vögel, eines blühenden Baums, man sucht seinen Namen, bis einem einfällt, dass er auch hinter der Hütte des Vaters oder in einem Park im Viertel von Mougali in Brazzaville wächst. In der Wüste erkennen wir, dass der Atlantische Ozean und der Kongostrom ein göttlicher Segen sind. Es wäre also ganz falsch, zu meinen, was ein Emigrant schreibt, seien Notate seiner Nos-

talgie. Man kann auch Heimweh haben, wenn man in seinem Land bleibt. Ich bin nicht nostalgisch, in mir ist eine Unruhe, die Befürchtung, ich könnte eines Tages diese Welt verlassen, ohne die winzige Kleinigkeit gefunden zu haben, die uns verbindet ...

In den 1980er Jahren hat sich eine sogenannte Immigranteliteratur „ausgebreitet“ – sie wurde von dem Literaturwissenschaftler Jacques Chevrier später als „Migritude“ bezeichnet.<sup>1</sup> Bücher meines Landsmanns Daniel Biyaoula (*L'impasse; Die Sackgasse*) oder von J. R. Essomba (*Le paradis du Nord; Das Paradies des Nordens*) schildern den Alltag eines Afrikaners, der zwischen Afrika und Europa zerrissen ist. Zur gleichen Zeit drängte sich die Frage der Einwanderung ins Zentrum der europäischen Politik: Der Einwanderer wird nun als „Ausländer“ betrachtet, den man als Eindringling ablehnt, obwohl er das Land in den Weltkriegen unter dem Kolonialregime doch verteidigt hatte ...

Das Phänomen der „Migritude“ ist allerdings nicht so neu, wenn man zurückgeht zu Romanautoren wie Bernard Dadié (*Un nègre à Paris; Ein Neger in Paris*) oder auch Camara Laye (*L'enfant noir; Das schwarze Kind*). Dadié zeichnete Land und Sitten der Menschen, die im Norden leben. Der Migrant kehrt zurück, um seine Abenteuer nach Art der „Persischen Briefe“ von Montesquieu zu erzählen. Bestimmend war der Drang, die Welt des früheren Kolonialherrn kennenzulernen. Auch wenn Camara Laye auf den letzten Seiten die Rückkehr beschreibt, so wollte er nicht nur sein Land feiern, sondern in der Ferne auch nach einem Sinn für die eigene Existenz suchen – Europa versprach das Heil, es war der Ort der Heiligsprechung durch die Erlangung eines Diploms. Dieser Weg konnte auch in den Selbstmord führen, wenn der Gegensatz der Kulturen die Hauptfigur fast in den Wahnsinn treibt, wie in *L'aventure ambiguë* von Cheikh Hamidou Kane ...

Meine Generation, die in den 1990er Jahren zu schreiben begann, hat ihre Sicht der Welt übernommen, aber die meisten hatten entschieden, nicht in Afrika zu leben, für einige war es keine freie Entscheidung, sondern sie fühlten sich aus den unterschiedlichsten Gründen dazu gezwungen. In die Heimat zurückzukehren war bei diesen Migranten nicht mehr unbedingt Teil des Lebensplans. Wir entdeckten, dass die Literatur kein bestimmtes Ursprungsland hat, dass der Schriftsteller von derselben Nationalität ist wie der Leser.

\*\*\*

1 AdÜ: *Migritude*, Begriff in Anlehnung an *Négritude*, eine von Léopold Sédar Senghor, Aimé Césaire und Léon Gontran Damas in den 1930er Jahren gegründete politische und philosophisch-literarische Bewegung, die sich von der französischen Kolonialliteratur absetzte, um mit eigenen, afrikanischen Themen ein Selbstbewusstsein aufzubauen und auszudrücken.

Manchmal sage ich mir, dass ich Europäer bin, ob ich will oder nicht, ob ich ein Kind der südlichen Sonne bin oder nicht.

Was ist für einen Kongolesen ein Europäer? Schwer zu sagen. Ich habe lange vergeblich versucht, es zu beschreiben. Schon Europa ist schwer zu greifen. Es entzieht sich auch den Politstrategen, die uns Utopien mit dem eindimensionalen westlichen Denken anpreisen.

Vielleicht ist ein Afrikaner unfähig, eine eigene Definition zu formulieren? Hören Sie beispielsweise den Eintrag für „europäisch“ und „Europäer“ im Wörterbuch *Le Robert*:

1. Aus Europa, von seinen Bewohnern stammend
2. günstig für den Aufbau Europas
3. *Europäer: Bezeichnung für jede weiße, nicht-afrikanische Person.*

Europäer ist also jeder, der aus Europa stammt, und europäisch, was sich auf die Bewohner Europas bezieht. Welches Europa? Welche Bewohner? Wer sind sie? Das Wichtigste ist für mich die Definition, die der *Robert* für uns Afrikaner bereithält. Für Afrikaner wäre der Europäer nur eine „weiße, nicht-afrikanische Person“! Afrika hätte so gesehen eine rassistische – zum Glück keine rassistische – Vorstellung von Europa. Alle „nicht-afrikanischen“ Weißen wären in unseren Augen Europäer. Die Hautfarbe entscheidet – das haben wir (oder sie) nun davon! Wenn man diese „afrikanische“ Definition dekonstruiert, entdeckt man, dass sie immerhin die Existenz von „afrikanischen Weißen“ einräumt, denen wir „schwarze Afrikaner“ somit den „Status“ des Europäers absprechen könnten!

Diese Auffassung ist abzulehnen, weil sie ausgrenzt, einschränkt, abschottet, spaltet und herabsetzt. Sie hat höchstens einen Vorzug, sie zeigt, dass wir Afrikaner schon seit Langem die feinen Unterschiede auf der Welt begriffen haben. Wir bereiten die Welt auf die Eigenart der Menschen vor. Wir berücksichtigen die Bindung an ein Land und nicht an eine Rasse. Wir wären ohne Weiteres bereit, einen Weißen aus Südafrika als Afrikaner zu bezeichnen, und ebenso einen Weißen aus Zimbabwe, der nur dieses Land kennt.

Hier endet schon die Gültigkeit dieser Darstellung, falls sie überhaupt zutrifft. Denn in Zimbabwe machte ein Präsident, ein Monarch auf Lebenszeit, Jagd auf die Weißen, so dass dieses Wild im Busch schon recht selten geworden ist. Der Präsident erinnerte sie daran, dass sie Weiße sind, also Europäer, selbst wenn manche von ihnen Zimbabwe nie verlassen haben. Für den Diktator in seinem Irrgarten blieben alle Weißen Europäer! Gott hat es so gewollt. Da spielt es keine Rolle, wenn sie nur ein afrikanisches Land, nämlich Zimbabwe, kennen. Und wenn diese Weißen nach Europa „zurückgedrängt“ werden, sind sie in der Falle, irren heimatlos umher. In Afrika zeigt man mit dem Finger auf sie. In Europa starrt man sie verständnislos an. Sie finden sich auf dem Kontinent nicht zurecht, wo nichts an ihre tropische Welt erinnert.

Die Definition, die das Wörterbuch *Le Robert* für Afrikaner bereithält, bietet reichlich Stoff für Feindschaft und Ausgrenzung. Mit dieser Ideologie werden die Rassenkonflikte, der zunehmende Hass, die Serie von Landenteignungen ohne Gerichtsurteil gerechtfertigt. Wenn wir dem ehemaligen Präsidenten von Zimbabwe Glauben schenken, ist Europa die Ursache all unseres Unglücks – doch wir sollten ihm das Buch *Das Gebot der Gewalt* von Yambo Ouologuem schenken – in englischer Übersetzung selbstverständlich.

Europäer: *Bezeichnung für jede weiße, nicht-afrikanische Person.*

Im Umkehrschluss hieße das, *Europa ist der Kontinent jeder weißen, nicht-afrikanischen Person.* Die anderen Rassen finden in Europa nicht ihr Heil. Europäer kann nur jemand sein, der von weißer Rasse und kein Afrikaner ist. So eliminiert man jede Begegnung der Menschen, den Glauben an Ideen, die gegenseitige Befruchtung in der Geschichte. Würde man den Asiaten sagen, *Europäer ist jede Person weißer, nicht-asiatischer Rasse?* Und wie wäre es in Ozeanien?

Ich sehe schon die pauschale Definition in Bezug auf Nordamerikaner vor mir: *Europäer ist jede Person weißer Hautfarbe, die nicht amerikanisch ist!* Da Amerika mehrheitlich weiß ist, dazu noch von Europäern besiedelt wurde, müsste gründlich aufgeräumt, unzählige Tonnen Geschichtsbücher müssten verbrannt werden! Wohl aus Rücksicht auf die Empfindlichkeiten seiner *Communities* hat Amerika Bezeichnungen für sie gefunden, die sie jeweils an die amerikanische Nation binden, ohne ihre Herkunft zu verbergen. So gibt es *African-Americans, Asian-Americans, Indian-Americans* etc. Das hat schwerwiegende Konsequenzen und zeigt eine Gesellschaft, die vom Umgang mit ihren Minderheiten überfordert ist. Derweil lebt jede dieser Gemeinschaften in ihrer Ecke ...

\*\*\*

Die modernen Verkehrs- und Kommunikationsmöglichkeiten haben dazu geführt, dass wir heute viele Gegenden bewohnen und Verbindungen überall auf der Welt haben. „Rom ist nicht in Rom, es ist, wo ich bin.“<sup>2</sup> Der Schriftsteller ist zu einem Zugvogel geworden, der sich an sein fernes Land erinnert, aber auch auf dem Baum seinen Gesang anstimmt, auf dem er gerade sitzt. Haben diese Gesänge der Zugvögel noch mit einer nationalen Literatur zu tun? Ich glaube nicht, ebenso wenig wie sich die Literatur mit einem begrenzten Gebiet zufriedengeben kann. Ich wäre bereit, an jedem Ort der Welt zu leben, er muss nur meine Träume beherbergen und mich meine Welt neu erfinden lassen. Afrika hat mir Flügel gegeben, Europa hat mich gelehrt, sehr hoch zu fliegen, und Amerika hat mir den Baum gezeigt, auf dem

2 AdÜ: „Rome n'est plus dans Rome, elle est toute où je suis.“ So spricht Sertorius Quintus (121 bis 72 v. Chr.) in der Tragödie von Corneille.

ich mich niederlassen, mein Nest bauen und in Heiterkeit schreiben kann. Schlussendlich bin ich das Ergebnis einer polygamen Ehe zwischen Afrika, Europa und Amerika ...

Aus dem Französischen von Beate Thill

1966 in der Republik Kongo geboren, zieht Alain Mabanckou 1989 nach Frankreich, um Wirtschaftsrecht zu studieren. 10 Jahre arbeitet er als juristischer Berater, Anfang der 2000er beginnt er, in den USA frankophone Literatur zu unterrichten, 2007 wurde er Professor an der University of California, Los Angeles. 2012 zeichnet ihn die Académie française mit dem Grand Prix de Littérature aus. Auf Deutsch sind bereits fünf seiner Bücher erschienen. Den hier abgedruckten Vortrag hat Alain Mabanckou für die Mitgliederversammlung der Akademie der Künste, Berlin, im November 2017 geschrieben.